

Die Abendglocke [Fortsetzung folgt]

Autor(en): **Frey, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **5 (1901-1902)**

Heft 9

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-664272>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



—>> Junistimmung. <<—

Des Frühlings Prunk und Prangen ist vorüber
Wie wölbt sich schattig schon der Wälder Kranz!
Froh wärmt der Berghang sich im Sonnenglanz,
Und Sonnenlüftchen streichen lieblich drüber.

Die Erde schaut hinein in tiefe Bläuen,
Wie eine junge Maid im hohen Gras,
Und lächelt. Sieh! der Wind erzählt ihr was:
Wie schön sie war im blütenvollen Maien!

Wie herrlich nach der Freude Uberschäumen,
Dies Sinken in sich selber still zurück!
Nach einem lauten, jubelhellen Glück,
Dies tiefer noch beseligende Träumen. Ida Hauser, Herisau.

Die Abendglocke. *)

Von Jakob Frey.

In den Straßen der kleinen, aber wohlhabenden Stadt, die sich so behaglich an ihrem schönen Flusse hinlagert, war schon seit Wochen eine eigene Geschäftigkeit eingezogen. Da und dort erhoben sich an den Fronten der Häuser hohe Gerüste, auf denen Maurer, Gipser und Maler ihr Wesen trieben. Der schadhafte Mauerbewurf wurde ausgebessert und aufgefrischt, Gesimse und Kreuzstöcke erhielten einen neuen Farbenanstrich, und an manchem Hause verschwanden selbst die kleinscheibigen Fenster, um Nachfolgern mit großen glänzenden Glastafeln Platz zu machen. Auch an dem obern Stadttore, dem einzigen, das aus der Umwandlung der Zeiten

*) Mit verdankenswerter Genehmigung von Hrn. Prof. Dr. Adolf Frey in Zürich abgedruckt aus „Gesammelte Erzählungen“ von Jakob Frey. Druck und Verlag von S. R. Sauerländer, Arau. Vgl. unser Aufsätzchen Jahrg. IV, Seite 13.

übrig geblieben, hatte sich diese Erneuerungs- und Verschönerungslust geübt, vom Stadtwappen über dem Torbogen an bis hinauf zum Turmknaufe, dem unter halbsbrechendem Wagnis eine neue Politur zu Theil geworden. Durch ein solches Verfahren hatte aber das Innere der Stadt nach und nach ein seltsam scheußliches Aussehen erhalten, indem nicht alle Häuserbesitzer gleich eifrig waren, die Gerüste vor ihren Fenstern aufstellen zu lassen, und es also geschah, daß manches Haus, das bislang noch sauber und stattlich dagestanden, nun neben dem frisch aufgeputzten Nachbar plötzlich auffallend verblüht und verwittert erschien. Dadurch wurde auch der minder Willige genötigt, das Erneuerungsgeschäft vorzunehmen, wollte er an den Tagen des bevorstehenden großen Sängersfestes nicht etwa mit scheelen Augen angesehen werden.

In solche Lage war schon durch den Aufputz des Tores ein Haus geraten, das sich unmittelbar an die Innenseite des Torbogens anlehnte. Es war ein ansehnliches, aber altes Gebäude, wohl eines der ältesten der ganzen Stadt, wie es auch einer der ältesten Familien derselben angehörte. Denn Herr Christoph Ernst, der Besitzer dieses Hauses, wies bei passender Gelegenheit nicht ungerne auf den Stammbaum seines Geschlechtes hin, das bereits im 15. Jahrhundert der Stadt einen Schultheißen gegeben hatte. Trotzdem war er selbst sein Leben lang von allem öffentlichen Ehrgeize frei geblieben und hatte sich sogar mehr als einmal ernstlich gegen diese oder jene ihm zugedachte städtische Würde wehren müssen, indem er es vorzog, als völlig unabhängiger Bürger nur für seine eigene Meinung einzustehen und daneben seinem florirenden Verkaufsgeschäfte obzuliegen. Seitdem ihm jedoch der Tod fast zugleich mit der Gattin zwei heranwachsende Knaben hinweggenommen hatte und ihm nur ein einziges Töchterlein übrig geblieben war, hatte Herr Christoph dieses Geschäft nach und nach aufgegeben und bloß noch einen ganz kleinen Verkaufsladen beibehalten, nicht sowohl um des Erwerbs willen, als zur Befriedigung alter Kunden, von denen manche meinten, gewisse Waren könnten nirgends so gut bezogen werden, als im Laden am Obertore. Und wohl mochte etwas Wahres sein an dieser Meinung; denn unzweifelhaft war Herr Ernst von jeher eifrig bemüht gewesen, den altbewährten Ruf seines Hauses aufrecht zu erhalten; hatte er es ja auch nie nötig gehabt, denselben um schnöden Gewinnes willen preiszugeben, wie dies so vielfach zur Tagesübung geworden. Er war schon von Hause mit einem gesicherten Wohlstande gesegnet gewesen und glaubte überdies noch an die alte Regel, daß ehrlich am längsten währe.

Ueberhaupt durfte Christoph Ernst im vollstem Wortsinne als Ehrenmann gelten. Wo es sich darum handelte, ein schönes gemeinnütziges

Unternehmen zu unterstützen oder einen Notstand zu lindern, hatte er mit seinen reichlichen Mitteln nie geklagt und eben so wenig mit seinem unerschrockenen Sinne, wo es galt, eine Meinung zu verfechten, die er für wahr und gerecht erkannte. Wer konnte es ihm verargen, wenn er manchmal auf einer solchen Meinung auch mit einer Hartnäckigkeit bestand, die andere Leute Eigensinn oder sogar kleinstädtische Beschränktheit nannten?

Und seine eigene Meinung hatte Herr Ernst nun auch über die Vorbereitungen zu dem bevorstehenden Sängersfest, das die Stadt übernommen, wie über dieses Fest selbst. Zunächst wurde sein Bürgergefühl verletzt durch den Ausputz des Stadttores, den der Stadtrat eigenwillig von sich aus, ohne die Gemeinde anzufragen, vorgenommen hatte. Die Behörde konnte sich nicht ohne einen Schein von Berechtigung auf die Behauptung stützen, sie habe nur getan, was unzweifelhaft von einer großen Mehrheit der Gemeindeversammlung gebilligt worden wäre, da ja so viele Bürger unaufgefordert mit ihren Häusern das Gleiche vorgenommen hätten. Aber mit unzweifelhaftem Rechte behauptete Herr Ernst, der Ausputz des Stadttores wäre eine allgemeine Angelegenheit gewesen, da er aus dem Stadtsäckel bezahlt werde und deshalb auch zur Beschlußnahme an die Stadtgemeinde hätte gebracht werden müssen. Ueberdies konnte nicht geleugnet werden, die Reparatur des Tores war etwas grell geraten, so daß nun der Turm mit seinen altertümlichen Formen nach dem Ausdrucke Christoph Ernsts aussah wie ein achtzigjähriges Weib im Ballkleide eines achtzehnjährigen Mädchens. Dafür hatte aber auch sein Haus, das bisher zu dem altersgrauen Tore in bester Uebereinstimmung gestanden, ein fast schreckhaft verwittertes Aussehen bekommen.

Wer jedoch glaubte, Herr Ernst würde sich nun beeilt haben, die äußere Harmonie zwischen dem Tore und seinem Hause wieder herzustellen, hätte weit neben das Ziel getroffen. So lange das gegenüberliegende Haus, das sich auf der andern Straßenseite, wie das seinige, an das Stadttor lehnte, in seinem bisherigen Zustande verblieb, dachte Herr Ernst für einmal nicht im entferntesten an eine solche Reparatur. Ein derartiger Gedanke wäre ihm geradezu als verwerfliche Schwäche gegen den eigenmächtigen Stadtrat und die Modetorheit des Festes erschienen. Und auf den Besitzer des gegenüberstehenden Hauses glaubte Herr Ernst mit Bestimmtheit rechnen zu können; war es ja sein langjähriger anhänglicher Freund, der sich wenigstens ebenfalls laut gegen das eigenmächtige Vorgehen des Stadtrates in der Torreparaturfrage ausgesprochen hatte. Dann aber war er, bevor die ganze Angelegenheit noch recht in Fluß gekommen, die eben beginnenden Schulferien benützend, in ein entferntes Bad gegangen, um seine vom bösen Schulstaube längst angegriffene Ge-

sundheit wieder herzustellen. Herr Ernst hatte den Zaudernden selbst mit aller Ueberredung zu diesem Schritte angetrieben, und es hatte ihm ein herzliches Vergnügen gemacht, dem Freunde die benötigte Kursumme vorzuschließen; denn der Oberlehrer Meier besaß, wie das sein Beruf mit sich brachte, außer seinem ziemlich verschuldeten Hause an irdischen Gütern nur seine Bücher und eine zahlreiche Familie, die ihm noch keinerlei Hilfe gewähren konnte. Zwar der älteste Sohn Eduard, auf den der Vater all' seinen Stolz und seine Hoffnung gestellt, war schon seit einiger Zeit von fremden Schulen heimgekehrt, aber nicht als gesetzeskundiger und fertiger Advokat, wie man erwartet hatte, sondern leider als halbverfehlter Student, wie die Leute sagten und wie auch Herr Ernst mit Bedauern es sich selbst gestehen mußte. Er hatte sonst den hübschen, gescheiten Jungen, der seinen eigenen Knaben stets ein so freundlicher Spielgenosse gewesen, von Kindesbeinen an lieb gehabt; jetzt aber war ihm Eduard aus mancherlei Gründen recht mißbehaglich geworden, und daß derselbe als ein wesentlicher Anstifter zur Uebernahme des großen Sängersfestes galt, war nicht eben geeignet, dieses Mißbehagen zu vermindern. Am Ende war der beredte und einnehmende Bursche sogar im Stande, den heimkehrenden Vater, der immer noch allzuviel auf ihn hielt, zu Torheiten zu verleiten, wie sie gerade in der Stadt im Schwange waren.

So sah Herr Christoph Ernst der Heimkehr des Nachbarn mit gespannterer Erwartung entgegen, als dies die bloße Teilnahme für die Gesundheitsumstände des Freundes mit sich gebracht hätte. Aber als diese Heimkehr endlich erfolgte, mußte Christoph selbst erstaunen über die Wirkung der Badekur. Der Oberlehrer schien sich um zehn und mehr Jahre verjüngt zu haben; der mißmutige und bekümmerte Ausdruck, der ihn sonst älter gemacht, war aus dem frisch gebräunten Gesichte verschwunden, und aus den Augen leuchtete es wieder manchmal hervor wie in den Jahren, da er voller Zuversicht und Hoffnung gewesen. Christoph freute sich aufrichtig über diese glückliche Veränderung, und noch am Tage der Heimkehr traten die Freunde den gewohnten Abendspaziergang über die Brücke nach den jenseitigen Höhen an. Aber kaum hatte der Oberlehrer die Erlebnisse seiner Badekur recht zu erzählen begonnen, als die Beiden unversehens sich mitten in einem anderm Gespräche befanden. „Ich pflichte Dir vollkommen bei, soweit Du das eigenmächtige Verfahren des Stadtrates tadest,“ erwiderte Meier auf eine längere und eifrige Auseinandersetzung des Freundes; „aber das Fest selbst und die Vorbereitung auf dasselbe siehst Du doch von der unrechten Seite an.“

Ernst blieb einen Augenblick wie überrascht stehen, dann sagte er, einen langsamern Schritt anschlagend: „Das möcht' ich doch auch wissen!

Ich behaupte, unser ganzes Festwesen ist auf Abwege geraten, in Uebertreibungen verfallen und wird, wenn das so fortgeht, in einen Schwindel ausarten, mit dem sich kein vernünftiger Mensch mehr befassen kann. Haben wir selbst in unsern jungen Jahren nicht auch geschossen und gesungen und waren wir etwa weniger fröhlich dabei, weil sich das Fest in engerm Rahmen bewegte, mit weniger Pomp und Aufwand ankündigte? Im Gegenteil, gerade das Gegenteil! Damals konnte noch mancher gering Bemittelte fröhlich mitmachen, der nun zu Hause bleiben muß und das trübselige, wo nicht neidische Nachsehen hat. Volksfeste, republikanische Volksfeste sollen das sein, wo sich eine ganze Stadt um einiger Stunden willen sozusagen einen neuen Sonntagsstaat anschaffen muß, dessen Kosten selbst der Vermögliche spürt, während sie dem Aermern wochenlange Entbehrungen auferlegen? Und ich sollte die Sache von der unrechten Seite ansehen!"

"So ist es," entgegnete Meier, "und gerade die Sünden, die Du unsern Festen vorwirfst, geben ihnen erst die volle und letzte Bedeutung. Im übrigen hast Du selbst das richtige Wort gebraucht — es handelt sich allerdings um einen neuen Sonntagsstaat."

"Nur weiter, nur weiter!" rief Christoph Ernst. "Deine Predigt scheint erbaulich zu werden."

"Bleiben wir also bei Deinem Ausdrucke," fuhr Meier fort, ohne den gereizten Ton des Freundes zu beachten: "Sonntagsstaat. Ja, unsere Feste sind die großen Volkssonntage, deren Wiederkehr sich nur nicht nach Wochen, sondern nach Jahren berechnet. Um so schmuckvoller, um so glänzender sollen sie begangen werden! Oder wird nicht Deine sonntägliche Stimmung selbst am gewöhnlichen Sonntag unwillkürlich erhöht durch den Anblick stattlich gepuzter Menschen, auch wenn Du unter diesen Scharen eine hinlängliche Anzahl solcher kennst, die nach ihren Verhältnissen auf den Putz vielleicht etwas zu viel verwendet haben! Wolltest Du sie deshalb etwa lieber im Werktagskleide einhergehen sehen? Gewiß nicht, so wenig Du jemals etwas dagegen einzuwenden hattest, wenn schon am Samstag Nachmittag Deine Zimmer aufgeräumt, die Gänge gescheuert, Vorplatz und Hof gekehrt wurden, selbst wenn diese Zimmer am Sonntage wie die andern Wochentage leer zu stehen hatten und kein fremder Mensch Dein Haus betrat."

"Du verdrehst meine Worte," entgegnete Ernst, unwillig den Kopf schüttelnd, "oder willst mich absichtlich mißverstehen."

"Weder das Eine noch das Andere," versetzte Meier; "die Klagen über luxuriöse Ausschreitungen bei unsern Festen sind ja auch nichts Neues, und ich selbst habe schon mehr als einmal ernstlich darüber nachgedacht,

ob sich diese Dinge nicht ändern, die frühere Einfachheit sich nicht wieder herstellen ließe. Aber nein, es geht nicht, ohne das ganze Festwesen in seinem innersten Kerne anzugreifen."

"In seinem innersten Kerne," spöttelte Ernst, die letzten Worte des Freundes wiederholend.

"Ganz gewiß, so ist es," fuhr Meier fort, "denn siehst Du, dieses Festwesen ist eine Zierpflanze, die aus dem Boden unseres gesamten Volkstums hervorgekeimt ist; nicht um ein dürftiges Gericht auf den Tisch des Armen zu liefern, sondern, wie gesagt, zum Schmucke, zur Zierde des Ganzen. Anfänglich konnte die Pflanze wohl bescheiden aussehen, als sie bloß noch die ersten grünen Blätter trieb; aber um ihren Zweck, ihre Bestimmung zu erfüllen, mußte sie sich ihrer ganzen Natur nach ausdehnen, Licht, Duft und Glanz über unser nüchternes Alltagsleben ausgießen. Drum darf sie auch bei Leibe nicht wie eine gewöhnliche Nutzpflanze behandelt und bemessen werden."

"Du wirst ja ganz poetisch," entgegnete Ernst, "und könntest Deine Begeisterung eigentlich für eine Festrede zusammensparen, sie wäre dort besser angewendet als bei mir; aber ich bin zufrieden, daß Du mit Deiner Vergleichung selbst zugibst, der ganze Festkram sei nutzlos, eine bloße Zierpflanze."

"Nutzen! — Nutzlos allerdings in einem gewissen Sinne," versetzte Meier, "denn ohne Zweifel könnten sich die Schützen daheim in ihren Schießständen mehr als hinlänglich üben; auch die Sänger bedürfen zur Pflege des Gesanges der Massenaufführung nicht unumgänglich, und dennoch liegt nur in diesen die eigentliche Bedeutung der Sängerkaste, wie auch einzig die großen Schützenkaste trotz allen Profitschützenunfuges einen Zweck haben. Die kleineren könnten allenfalls wegfallen und werden es auch allmählich."

"Immer besser," rief Ernst, "immer besser! Nur noch die Großkaste sollen bleiben!"

"Nur sie," sagte Meier gelassen; "denn nur sie vermögen dem ausgebildeteren Gefühle der Zusammengehörigkeit unseres Volkes erhöhten und angemessenen Ausdruck zu geben. Aber noch mehr, sie allein sind im Stande, diesen Gedanken hinauszutragen über die Marken unseres Landes in ferne Weltteile, wohin nur immer mit dem wandernden Schweizer ein Schweizerherz mitgewandert. Und das eben ist das Schönste und Beste an unsern Festen in meinen Augen; sie steigen auf wie eine leuchtende Feuersäule, die dem Sohn unserer Berge und Täler auch in der fernsten Wüste den Weg nach der Heimat zurückweist. Oder glaubst Du, dieses Ziel wäre jemals erreicht worden, wenn sich unsere Feste in

dem engern Rahmen gehalten hätten, wie Du vorhin sagtest, wenn sie aus ihrer anfänglichen Zersplitterung nicht zu einer großen Gemeinsamkeit herangewachsen wären? Und auch erst, nachdem sich diese Gemeinsamkeit mit einem erhöhten Glanze zu umgeben begann, fingen die Schweizer in der Fremde an, als Zeugen ihrer lebendig gebliebenen Heimatsliebe ihre silbernen und goldenen Gaben zur weiteren Erhöhung dieses Glanzes herzusenden. Würden sie es getan haben, wenn wir unsere Feste nur auf das unentbehrlichste Bedürfnis, etwa wie Büsserprozessionen, eingeschränkt hätten? Gewiß nicht!"

"Welche Gaben immerhin besser auf große Notfälle, wie wir sie auch schon gehabt haben, verspart würden!" rief Ernst mißmutig und doch etwas unsicher.

Meier lächelte. „Würdest Du uns," sagte er, „diese Notfälle so oft wünschen, daß sie in unsern abwesenden Landsleuten das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit der Heimat so lebendig erhalten könnten, wie dies die regelmäßige Wiederkehr unserer Feste tut? Doch schwerlich, Freund! Laß also diese Feste sich ausleben, wie sie es ihrer Natur nach müssen; unter veränderten Zeitverhältnissen werden sie schon von selbst wieder Anderm Platz machen."

Ernst schwieg verdrossen und unmutig. Er empfand deutlich, daß seiner Meinung, wie er sie in sich trug, nicht ihr billiges Recht geworden, und doch konnte er auch den Einwendungen seines Gegenparts ihre Berechtigung nicht versagen. Namentlich hatte der Hinweis auf die Bedeutung unserer großen Feste für die Schweizer im Auslande eine tiefere Saite bei ihm berührt; denn auch er besaß ja schon seit mehr als dreißig Jahren einen Bruder im fernen Westen, der noch immer mit unentwegter Liebe an der Heimat hing. So standen die beiden Freunde schweigend auf der Höhe und blickten auf den Fluß, der seine Windungen im letzten Dämmerlichte das Tal hinabzog, und hinüber auf die Stadt, über welcher bereits die Stille des Abends lag. Und noch immer schweigsam traten sie den Heimweg an, bis Ernst endlich mit gedrückter Stimme sagte: „Nach al' dem Gehörten brauch' ich wohl nicht erst zu fragen, was Du nun in Beziehung auf Dein Haus tun wirst?"

„Eine Reparatur wäre ihm längst nötig gewesen, hätte ich die Kosten nicht gescheut," erwiderte Meier. „Jetzt werd' ich den Anlaß benützen; Eduard hat die Arbeiter auch bereits auf morgen herbestellt."

„Eduard, das versteht sich," rief Ernst heftig; „aber daß Du gerade jetzt, nach Deinem teuren Badaufenthalte, Lust zu unnützen Ausgaben verspürtest, hätt' ich nicht geglaubt. Ich meinentils werd' es bleiben lassen."

Meier sah den Freund mit einem großen, langen Blicke an, ohne etwas zu erwidern. Schweigend setzten sie ihren Weg fort bis an ihre Wohnungen, um dort mit einem kurzen „Gute Nacht“ auseinander zu gehen.

Raum hatte Ernst seinen Fuß ins Haus gesetzt, als ihm vom dunklen Flure her schon eine silberhelle Stimme entgegenrief: „Was, Vater, Du kommst vor der Abendglocke heim? Aber d'rum ist auch das Nachteffen noch nicht fertig.“

„Ich esse heut' nicht zu Nacht,“ entgegnete der so freundlich Angerufene beinahe unfreundlich, „bring' mir Licht auf mein Zimmer, Mina!“ Er stieg schweren Trittes die Treppe hinauf und schweren Trittes begann er in seinem Zimmer auf und nieder zu gehen, bis ein schönes Mädchen mit lichtbraunen, freundlichen Augen, ein Licht in der Hand tragend, zu ihm hereintrat. „Aber was ist Dir denn, Vater?“ fragte sie besorgt, „warum willst Du nicht zu Nacht essen?“

„Ich habe keinen Hunger,“ sagte er, sich schwer in seinen Lehnstuhl setzend. „Geh' Du nur und mache, daß bald Feierabend wird im Hause.“

„Gewiß, Dir ist nicht wohl,“ erwiderte das Mädchen, dem Vater ängstlich in das mißmutige Gesicht blickend; „was fehlt Dir nur?“

„Ich sage es Dir, es fehlt mir nichts!“ rief er, „aber laß mich jetzt, ich will zu Bette geh'n.“

Die Tochter, der eine solche Behandlung etwas Ungewohntes war, zögerte. „Ich habe ganz gewiß erwartet, Du werdest Herrn Meier zum Nachteffen mitbringen,“ sagte sie betrübt, „darum ließ ich auch von den Fischen holen, die er so gerne isst.“

„Zum Nachteffen!“ lachte der Vater in gezwungenem Tone. „Ja, denke nur, der alte Narr fängt schon morgen an, sein Haus herausputzen zu lassen und glaubt wohl gar, ich werde ihm den Schwabenstreich nachmachen.“

Das Mädchen wendete sich mit einem schmerzlichen Ausdrucke zur Seite. „Fast hätte ich's vergessen,“ sagte sie nach einigem Besinnen, „Herr Schrucke wollte vorhin zu Dir.“

„Und hast Du ihn nicht eingeladen, ein wenig zu warten?“ fragte der Vater rasch.

„Ich war eben in der Küche beschäftigt,“ entgegnete die Tochter leise, während sie langsam der Türe zuging; „er will morgen wieder kommen. Darf ich Dir gar nichts auf's Zimmer bringen, Vater?“

„Nein, sagte er kurz, „geh' jetzt!“

Die Türe schloß sich, und im nämlichen Augenblicke ertönte die Abendglocke, deren sanfter Klang gerade über dem Hause zu schweben schien. Sie hing auch nur im nahen Torturm, und Ernst horchte dem milden Schalle unbeweglich, bis er verklungen war; dann löschte er hastig das Licht und suchte im Dunkeln sein Lager auf.

Hatte aber dieser Tag verdrießlich geendigt, so sollte der folgende einen nicht minder verdrießlichen Anfang nehmen. Als Herr Ernst am Morgen nach seinem kleinen, wie eine zierliche Apotheke ausgestatteten Laden hinabstieg, in welchem er gerne einen Teil des Tages verbrachte, obwohl derselbe sonst regelmäßig von einem alten Ladendiener versehen wurde, erschallten vom Nachbarhause herüber schon kräftige Art- und Hammerschläge. Eine geraume Weile schaute Ernst unruhig auf die dort beschäftigten Arbeiter, die sich anschickten, ein Gerüst aufzurichten; dann aber setzte er sich, als ob er den Anblick nicht länger ertragen könne, nachdenklich in den kleinen Lehnstuhl, der im hintersten Winkel des Ladens stand. Dort saß er jedoch noch nicht lange, als Meiers jüngster Knabe hereintrat und ein kleines Bäcklein auf den Ladentisch legte, während er Herrn Ernst ein zusammengefaltetes Papier darreichte. Dieser hatte das Blatt noch nicht zu Ende gelesen, als ihm schon eine dunkle Röte über das Gesicht schoß und er hastig das seidengestickte Sammetkappchen vom Kopfe nahm, als ob es ihm zu warm werde. (Fortsetzung folgt.)

Scheidende Jugend.

Droben leise — Stern bei Stern —	}	Aber Sehnsucht faßt mich an.
fängt es an zu glimmen.		Der ich mit Genossen
Von der Gasse Wandersang!		— Jugendkräfte zauberscön! —
für mein Leben gern		Oft wie die gethan,
Hör' ich solchen Klang,		Wenn um Bergeshöh'n
Und die jungen, kräftig-hellen Stimmen!	}	Sarte, blaue Mondenschimmer flossen.

Sacht verhallt das Wanderlied
In der stillen ferne. —
Einsam träumend wein' ich hier. —
Meine Jugend schied!
Fernher schickt sie mir
Heimweh nur beim Dämmerlicht der Sterne.

Ernst Pland, Winterthur.

